

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339770](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339770)

Zum Neujahr 1854.

Ein Menschenwunsch ist eben nichts,
Wenn er wird grundlos ausgesprochen.
Mit Gott allein, dem Herrn des Lichts,
Sei dieser Morgen angebrochen!

In seine Hut befehlen wir
Den Thron und auch die kleinste Hütte,
Und wünschen, lieber Leser, Dir,
Daß Dich des Glückes Horn beschütte.

Der Landmann danke seinem Pflug —
Das ist ein unschätzbare Eisen —
Der reichsten Erntefrucht genug,
Und möge stets sich glücklich preisen!

Der edle Bürger, welcher schafft
Daß froher Handel üppig blühe,
Dem werde nicht gelähmte Kraft,
Und stete Freude nach der Mühe!

Wer in Gewerben achtungswerth
Die Hände regt zu Stoß und Schläge,
Dem sei es wohl an seinem Herd
Und kühle nach dem heißen Tage!

Doch nicht des Leibes Wohl ist Ziel
Und letzter Zweck im Erdtreiben,
Wenn uns es noch so wohlgefiel,
Wir dürfen nicht hienieden bleiben.

Drum senk', o Herr, in jede Brust
Die Sehnsucht nach dem heil'gen Lande,
Den Glaubensmuth, die Hoffnungslust,
Und stolzes Fliehen vor dem Lande.

Gib milden Strahl dem Kerkerraum,
Wo manche Schuld wird abgehüet,
Und sende holder Freiheit Traum,
Der ungemessnes Leid versüßet.

Dem Kranken mische Stärkungssaft,
Bekanntes Seelen werd' Erkennung!
Und was da leidet, dem gib Kraft
In deines Namens glaub'ger Nennung!

So tritt, o Welt, in's neue Jahr,
Noch lebt der alte Weltenhüter,
Hoch flammt des Christenthums Altar,
Und um ihn steht die Schaar der Brüder!

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Wie entstand die jetzige Oberfläche der Erde?

Daß die alte Welt tief unter unsern Füßen liegt, und daß wir jetzt auf dem Boden einer neuern, bessern, aus dem Grabe der vorigen hervorgegangenen Welt wandeln, wird wohl Niemand mehr bezweifeln, der mit dem Innern der Erde bekannt ist, und die Erzeugnisse und Geschöpfe kennt, die aus dem Schooße derselben hervorgezogen werden. Aber es fragt sich nun: wie gestaltete sich die neue Welt aus der alten, und wie entstand die jetzige neue Oberfläche der Erde? Was für ein großes Ereigniß war es, das diese Verwandlung bewirkte und wodurch die Thiere und Pflanzen der Urwelt so tief unter dem Erdboden vergraben wurden?

Man muß erwägen, was das Meer, wenn es austritt, für Gewalt übt, und daß dieses nicht etwa nur einmal, sondern oft und mehrmalen geschehen ist, um das feste Land unter Wasser zu setzen. Bei jeder Ueberschwemmung hat es aber Schichten von Thon, Lehm, Mergel, Sand und andere unfruchtbare Erdarten auf-

geseht und zurückgelassen; stand es gar Jahrtausende über dem festen Lande, so ließ es Letten, Kalk, Gyps und andere Erdarten fallen und erzeugte ganze Flößgebirge. Daß die Oberfläche der Erde von mehrfachen Fluthen und Ueberströmungen des Meeres und seinem Nachlasse herrühre, sieht man deutlich genug an den verschiedenen Lagen und Schichten derselben, welche über einander herliegen und ganz regelmäßig gebildet sind. Zwar liegen oft schwerere Schichten über leichtern her; aber das kommt daher, weil die Produkte, welche das Meer mit sich führte, verschiedener Art, bald schwerer, bald leichter waren, wie es die Umstände brachten.

Zwar sind auch diese regelmäßigen Schichten hier und da durch einander gemischt und es zeigt sich darin einige Unordnung und Verwirrung. Aber das ist durch neue, spätere Fluthen und Strömungen, durch Erdbeben, Erdfälle und Vulkane bewirkt worden, und thut der Wahrheit keinen Eintrag. Die letzte Decke der Erde besteht aber offenbar aus aufgeschwemmtem Land, oder der jetzigen schwarzen Dammerde, welche sich aus jenen Erdschichten, durch Vermischung und Verwesung von vegetabilischen und thierischen Körpern

verbessert und gebildet hat. Brauchen wir also zur Aufstärkung von fremden Weltmassen unsere Zuflucht zu nehmen, um uns die Erzeugung der jetzigen Oberfläche der Erde und die anscheinend herrschende Unordnung und Verwirrung derselben zu erklären?

Dennoch trifft man, im Ganzen genommen, auf der Oberfläche der Erde eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in Ansehung ihrer Ausbildung an, die nicht zu verkennen ist. Die Unter- oder Grundlage bilden die Ur- und Granitgebirge, welche sich als eine harte und dichte Kruste um den Erdboden angelegt haben. Sie sind ein Niederschlag des Wassers, wenn auch das Feuer oder die Hitze zur Krystallisation und Bildung derselben das Ihre beigetragen haben mögen. An die Urgebirge haben sich in der Folge die Uebergangsgebirge angelegt, welche das Meer gleichfalls, aber nicht in einem ruhigen und stillen, sondern in einem sehr stürmischen und unruhigen Zustande aufgehäuft haben muß. Sie bedecken gewöhnlich die Urgebirge, werden aber nie von ihnen bedeckt, oder es müßte von einer spätern Urgebirgs-Formation geschehen sein. Die dritte Art von Bergen sind die Stöbgebirge, welche in ältere und neuere eingetheilt werden, weil sie zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Sie sind gleichfalls, wie der Augenschein lehrt, vom Meere erzeugt und unter dem Wasser. Die vierte Art von Bergen sind endlich die sogenannten Schutgebirge, oder das aufgeschwemmte Land, welches die oberste Erdrinde ausmacht, und welches die Fluthen des Meeres zuletzt herbeigeführt und zurückgelassen haben. Diese vier Schichten oder Erdoberflächen sind, im Ganzen genommen, ganz regelmäßig und ordentlich, wenn sie gleich oft mit einander abwechseln. Die Unordnung aber, welche sich hier und da in der Erdrinde findet, rührt offenbar von dem unterirdischen Feuer und den Vulkanen, oder von andern Ereignissen her, welche den ruhigen und mäßigen Gang der Natur störten und unterbrachen oder vielmehr ihre Zwecke beförderten. — Die Vulkane spielten von jeher, und ehedem noch mehr als jetzt, eine große Rolle auf der Erde und dem Welttheater. — Sie sprengten die älteste Erdrinde, hoben die Urgebirge, welche jene bildeten, hoch empor, verursachten Ritzen und Spalten in dem festen Gewölbe der Erde, bildeten große Höhlen und Wölbungen, erzeugten gewaltige Krater und tiefe Abgründe, warfen ihre Erzeugnisse weit und breit umher, bedeckten die umliegende Gegend mit Laven und Asche, veranlaßten oft gar Lust- und Schlamm-Eruptionen und dergleichen mehr. Das Uebrige thaten Erdbeben, Erdfälle, Bergstürze und Ueberschwemmungen des Meeres,

welche mit Erdbeben verbunden zu sein pflegen, oder die Fluthen wilder Waldströme. Indessen, so groß auch die Unordnung und Verwirrung ist, welche durch alle diese Revolutionen angerichtet wurde, so konnte doch die Ordnung und der regelmäßige Gang der Natur dadurch nicht ganz aufgehoben werden. Die feuer spielenden Berge machen gleichsam die Oppositionspartei der Natur aus, die im Ganzen genommen, auch ihren großen Nutzen hat. — Die Vulkane hatten die große und wichtige Bestimmung bei der Bildung der Erde, daß sie Gebirgsketten erzeugen und hohe Bergrücken bilden mußten, um die Erde bewohnbar, fruchtbar und zu einem Aufenthalt von Thieren und Menschen zu machen. Auf und an ihnen entspringen die Quellen, Bäche und Flüsse, die aus den Wolken entstehen, die sich auf den Gebirgen niederlassen, und ohne deren Bewässerung keine Fruchtbarkeit der Erde möglich wäre. Die Berge, wenn sie auch noch so wild und unordentlich durch einander und über einander herliegen, zeugen also von keiner zufälligen Begebenheit oder von einer Unordnung und Zerstörung in der Natur. Sie waren vielmehr nothwendig und die größte Wohlthat für unsern Erdboden. Die Vulkane gehören mit ihren geheimen Wirkungen und Ausbrüchen zur Tagesordnung, wodurch die Ausbildung der Erde hauptsächlich bewirkt wurde und noch immer bewirkt wird. Sie gewinnen dem Meere das Land ab.

Einiges über Auswanderung.

Unter dieser Ueberschrift theilte der Wanderer schon in dem 1852r Kalender einige Fingerzeige mit, wie man am besten nach Nordamerika gelangen kann, und was der Auswanderer dort zu erwarten haben dürfte. Er will hierüber nichts weiter sagen, denn wer Gelegenheit hat, mit Auswanderern zusammenzutreffen, (und das ist ja nichts seltenes) wird leicht Veranlassung zu der Bemerkung finden, daß sie in Amerika oft mehr als in der engern Heimath zu Hause sind, welche sie verlassen. Laufen auch bisweilen noch Irrthümer mitunter, so sind doch die überschwenglichen Hoffnungen jetzt so ziemlich auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, und es gibt so viele zuverlässige und werthvolle Berichte, daß Jeder, welcher sich täuschen läßt, dies mit offenen Augen thut. Selbst Kalifornien ist kein unbekanntes Land mehr und nachdem die ersten in das goldene Zeitalter mahlenden Nachrichten ihre Wirkung gethan haben, indem sie dem Lande eine höchst bedeutende Bevölkerung zuführten, können wir dasselbe ruhig seiner natürlichen Entwicklung überlassen. Daß dieselbe eine sehr beschleunigte sein wird,

unterliegt jetzt keinen Zweifel mehr, da sich der Goldreichtum dieses Landes täglich mehr zu Tage legt und über die Trefflichkeit seines Klimas und die Fruchtbarkeit seines Bodens nur eine Stimme herrscht. — Schrecklich wurde indeß dieses goldgesegnete Land im vorigen Frühjahr durch Ueberschwemmung heimgesucht. Das Sacramento-Thal und alle übrigen Flußthäler wurden in einen See verwandelt. Viele Goldgräber sind Hungers gestorben, da der grundlose Schnee sie von allen Städten oder andern Menschenwohnungen abschneitt. Zelte, Hütten und Blockhäuser wurden von den Lawinen zertrümmert, und die Flüchtlinge mußten sich Höhlen in den Bergwänden suchen oder graben. — Zugleich hausten Fieber und andere Krankheiten fürchterlich. — In neuerer Zeit ist nun Australien das Land, wohin die Augen der Auswanderer gerichtet sind, und namentlich ist Neusüdwales das neue Eldorado, wo in dem Bezirke von Bathurst neue Goldlager entdeckt und die ganze Bevölkerung in einen durch Staunen, Freude, Habgier und Befürchtungen wahrhaft fieberhaft aufgeregten Zustand versetzt wurde. Fast die ganze Bevölkerung strömte diesem gelobten Lande zu. Die Stadt Bathurst selbst war wie ausgestorben. Die Matrosen verließen die Schiffe im Hafen von Sidney, es bildeten sich in den Küstenorten, z. B. Melbourne, ganze Züge von Goldgräbern, und es wiederholten sich alle die Scenen, welche schon in Kalifornien abgepielt worden waren. Hargreaves ist der Name des glücklichen Entdeckers. Vor 16 Jahren bereiste derselbe zum ersten Male die Kolonie, und bei einem kürzlichen Aufenthalte in Kalifornien soll er die geologische Bildung dieses Landes so übereinstimmend mit der von Neusüdwales gefunden haben, daß er deshalb zurückkehrte. Seit Anfang des Jahres 1851 begann er, auf die in Kalifornien gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen gestützt, das Land in einem Umfange von 300 engl. Meilen zu durchforschen und sah endlich, etwa 60 Meilen von Sidney entfernt, seine Hoffnungen verwirklicht. Es fand sich das Gold bald als Staub vor, bald in kleinern und größern Klumpen, und schon die erste Ausbeute wurde fast zu 20,000 Pfd. Sterling geschätzt, ja bis zum 19. Aug. 1851 wurden schon 28,000 Pfd. Sterl. aus Sidney nach England verschifft und der erste in Australien aufgefundene Goldklumpen war zugleich der größte, den man je in der Welt aufgefunden. Er wiegt 106 Pfund. Die Daphniten blieben jedoch nicht der Hauptfammelplatz der Goldgräber, obgleich dort noch immer viele beschäftigt sind. Die Ufer des Luron, der 35 englische Meilen nordwestlich von Bathurst in den Macquarrie fällt,

sind von nicht minder zahlreichen Goldgräbern eingenommen. Der am meisten versprechende Fleck ist jedoch unstreitig Fredericks-Vale an der gegenüber liegenden oder westlichen Seite des Macquarrie, wo alles Land Privateigenthum und die Bevölkerung ziemlich beträchtlich ist. Auch gegen Süden entdeckte man reiche Lager an den Ufern des Abercrombie-Flusses, zwischen Bathurst und Goulbourn, den beiden Hauptorten im Binnenlande, von jenen 60 engl. Meilen entfernt. Auch diese Minen hat Hargreaves entdeckt. Außerdem entdeckte man noch in der Nähe der Seeküste Goldminen, 150 engl. Meilen südlich von Sidney an den Ufern des Flusses Murrumbidgee. Die Port Phillip-Kolonie hat ebenfalls ihre Goldminen und zwar 40 engl. Meilen nordwestlich von Melbourne, aber sie scheinen nicht sehr ergiebig zu sein, da sie nur 35 Schill., etwa 10 Thlr. auf den Kopf, die Woche eintragen sollen. Im Durchschnitt verdienen die Goldgräber in Australien 7 Thlr. täglich; Lebensmittel waren aber noch vor kurzem so wohlfeil, daß ein Mann dort sehr bequem mit 9 bis 10 Schilling die Woche leben konnte. Das australische Gold wird auf 28 Thlr. die Unze geschätzt und ist von derselben Gediegenheit wie das kalifornische. Besonders hoch wird der Ertrag der Minen von Geelong gehalten. Man gibt den täglichen Goldgewinn daselbst zu 42,000 Thlr. an. Die Zahl der erhaltenen Erlaubnißscheine für Goldgräber mehrt sich Tag für Tag. Das größte Goldkorn, was man daselbst fand, wog acht Unzen. Die Goldkörner und Blätter sind hier gleichförmiger an Größe als das Sidneygold. Im Oktober v. J. kehrte eine Goldgräbergesellschaft von Geelong zurück; jeder hatte etwa 60 Unzen gefunden.

Die Entdeckung so ungeheurer Massen Goldes ist für England von großer Wichtigkeit und wird auch auf die Auswanderung Einfluß ausüben. Uebrigens hat man allen Grund, zu vermuthen, daß auch die Creeks und Flüsse meilenweit in der Runde ebenfalls goldhaltig sind, und noch hat man keine Veranlassungen getroffen, um in eine größere Tiefe einzudringen, wo man sicher auf noch größere Ausbeute rechnen darf.

Bei alledem würde der sich aber täuschen, welcher dort in irgend einer Ansiedelung die Genüsse suchen wollte, die das europäische Leben auch den Minderbegüterten gewährt. Es ist ein Leben auf Hoffnung, welches dort die Besten führen, den Kindern und Enkeln gelten die Anstrengungen, welche die Anstoder machen.

Die
alle
den,
die
Zuch
Ausbe
Unbar
sie in
hafte
dann
stülche
Jahre
einmim
hervor
Etern
auf die
brecher
hat in
unentl
Tiefe
mit
Da
jähre,
nicht
Wimm
ich
im
die
wild
ob
bete;
daß
genug,
auch
darma
häu
Gren
Weg
steng,
jamm
hätte,
vor
Schw
wie
Sol
kein
und

Nomming.

Ein Spiegel für Eltern und Kinder.

Das Sprichwort: Jung gewohnt, Alt gethan, sollte alle Tage den Eltern und den Kindern zugerufen werden, damit sie eben alle Tage daran gedächten, nämlich die Eltern, daß sie bei ihren Kindern mit strenger Zucht und Vermahnung zum Herrn alle Tage die Ausbrüche der Wildheit, Rohheit, Unordnung und Unbarmherzigkeit unterdrückten, und den Kindern, daß sie inne würden, wie doch so leicht eine üble und sündhafte Angewöhnung sich in ihrer Seele einnistet, und dann nicht nur für das ganze Leben sich befestigt, zum stülischen Verderben derselben, sondern auch mit den Jahren noch wächst und immer mehr die ganze Seele einnimmt und beherrscht. O, wie viel Unheil gehet hervor aus der Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder! Wie Mancher ist dadurch auf die Wege des Verderbens gerathen und als Verbrecher unter dem Beile des Henkers gestorben oder hat in Ketten und Banden ein Leben geführt, das unendlich schlimmer war, als der Tod, oder ist in eine Tiefe des Jammers und des Elends gerathen, die uns mit Schrecken und Entsetzen erfüllt.

Ich will Euch da eine Geschichte zur Warnung erzählen, und Gott bitten, daß ich sie nicht unisonst möge erzählt haben!

Nomming, hieß der unglückselige Mensch, von dem ich reden will. Er war der Sohn eines Bierbrauers im nördlichen Deutschland. Seine Eltern begiengen die schwere Sünde, ihn aufwachsen zu lassen, wie einen wilden Wurzeltrieb. Sie kümmerten sich wenig darum ob sein Herz fromm und gut werde; ob er zu Gott bete; ob er die Kirche besuche. Nur darauf hielten sie, daß er in die Schule gehe. Damit aber war's ihnen genug, daß er mit seinen Büchern fortgehe. Ob er auch wirklich in die Schule gehe, etwas Rechtes lerne, darnach fragten sie gar nicht. So kam's denn gar häufig, daß er neben die Schule gieng, in Wald und Hecken herumstreifte und dort die Nester der armen Vögel zerstörte, die Jungen grausam mordete, Käfer steng, ihnen Flügel und Beine ausris und sie dann jämmerlich sterben ließ; daß er Würmer in Stücke hakte, Vögel lebendig annagelte und so sterben ließ vor Hunger, Durst und Schmerzen, und dergleichen Schandthaten mehr, die es klar an den Tag legten, wie grausam und verwildert sein Herz war.

Solche Thierquälerei übte er alle Tage. Er konnte kein Thier sehen, ohne darnach zu werfen. Ueber Hunde und Katzen goß oft der Unmensch stehendes Wasser,

und jemehr die gequälten Geschöpfe jammerten, desto mehr lachte der Unmensch.

Zu spät erst wollten seine Eltern, als sie seine Gottlosigkeit inne wurden, auf ihn einwirken. Der Unhold ließ es nicht mehr; und was er an Thieren geübt, das that er auch an Menschen. Als Jüngling wurde er ein Händel- und Streitsucher, ein Ergrauer und Schläger. Zwar wurde er mehrmals für schwere Mißhandlungen, die er Andern beibrachte, gerichtlich gestraft; aber das hielt ihn nicht ab, wieder, sobald sich Gelegenheit darbot, dasselbe zu thun. Selbst seine alten Eltern wagten es nicht, etwas gegen seinen Willen zu sagen oder zu thun, weil sie eben fürchten mußten, daß er das sanfte Gebot auf frevelhafte Weise verlege.

Einst geschah es, daß er im Brauhause beim Maischen seine Mühe in die Bierbütte fallen ließ, die voll stehender Maische war. Er wollte sie wieder erfassen, allein — er verlor das Gleichgewicht und stürzte in die kochende Maische; doch behielt er noch so viel Geistesgegenwart und Kraft, daß er sich mit den Händen an dem Rande der Bütte festhalten konnte. Auf seinen jammervollen Hilferuf wurde er zwar herausgezogen, aber seine Beine waren bis über die Kniee herauf der Art verbrannt, daß die schnell herbeigerufenen Aerzte einmüthig erklärten, wenn nicht schnell beide Beine abgenommen würden, müsse er elendiglich sterben.

Unbeschreiblich waren dabei seine Schmerzen. Weithin hallte sein Klagegeschrei. Die Abnahme der Beine gieng indeß glücklich vorüber; aber Nomming war nun der unglücklichste Mensch. Nur auf einem kleinen Wagen, darauf er festgeschnallt wurde, konnte er sich kümmerlich fortbewegen, und Treppen auf oder ab mußte er stets getragen werden. Dabei litt er, als er selbst die qualvolle Heilung überstanden, stets, und besonders wenn sich die Witterung änderte, entsetzliche Schmerzen. Da fielen ihm denn alle die Sünden, alle die Qualen ein, die er den Geschöpfen Gottes zugesügte.

Jetzt fühl' ich an mir selbst, rief er oft verzweifelnd aus, die vollste Qual, die ich den armen Thieren grausam bereitet habe! Wär' ich ein Dieb, ein Ehrensünder oder irgend ein anderer Verbrecher, ich könnte jetzt meine Verbrechen wieder gut machen, indem ich Alles erstattete; aber nun muß ich als gerechte und wohlverdiente Strafe Gottes an meinem eignen Leib erleiden, was die armen Geschöpfe erduldeten, die ich ohne Barmherzigkeit gequält habe und kann's nicht wieder gut machen. Ach, wo soll ich Ruhe finden in meinem Gewissen, das mir alle Tage meine Sünden und Gräuelporhält? O Gott, o Gott, erbarme dich meiner, der ich doch ohne Erbarmen war!

So jammerte er und fand keinen Frieden. Jedem erzählte er seine Verfündigungen, und bat ihn um Gotteswillen, ein warnend Beispiel an ihm zu nehmen. Waren es Väter oder Mütter, so redete er ihnen ins Gewissen, auf ihre Kinder zu achten; aber bekam er Kinder zu Gesichte, so rief er sie zu sich, warnte, bat und beschwor sie, schonend gegen die armen Thiere zu sein und nicht des Spruches aus dem Worte Gottes zu vergessen: daß der Gerechte sich auch der Thiere erbarme. Er stellte dann sein Elend als verdiente Strafe Gottes dar.

Da ist denn gewiß sein Wort ein Saatkorn des Guten geworden. Möge es auch diese Erzählung seines Schicksals werden!

Wichtige Erfindung im Telegraphenwesen.

Der elektro-magnetische Telegraph tritt in eine neue Bahn seiner Entwicklung ein; und Amerika ist es, das triumphirend „mein ist die Erfindung“ ausrufen darf. So großartig als wissenschaftliche Erfindung der elektro-magnetische Telegraph schon war, und so werthvoll auch seine bisherigen Dienste waren, blieb seine Anwendbarkeit doch im Ganzen ziemlich beschränkt; er reichte nur für Staatszwecke und den Dienst der höheren Weltmächte aus, ohne zum eigentlichen Volksgute werden zu können — und erst dadurch, daß eine geistige Errungenschaft die große Masse und ihre Interessen hebt und fördert, gewinnt sie für unser Jahrhundert, als gesellschaftlicher Hebel, ihren höchsten Werth. Der Mangel beim Telegraphiren lag bisher in der Langsamkeit der Operation. So schnell sie auch ein gegebenes Zeichen, eben als Blitzschlag, bis in die größte Entfernung fortpflanzte, war doch die Aufeinanderfolge der Zeichen keineswegs so schnell; auch war zur Mittheilung eine sehr große Anzahl nöthig. Die Mittheilung von hundert Wörtern erforderte fünfzehn Minuten, und für Rückfrage wegen mißverständener Zeichen waren gewöhnlich noch fünf Minuten nöthig. Die Votschaften häufen sich aber zu gewissen Tagesstunden. Wenn also nach dem Börsenschluß z. B. aus einer großen Hauptstadt nach der anderen 36 Votschaften in jeder Richtung aufgegeben wurden, so mußten die Beamten 24 Stunden ununterbrochen mit einem Drahte an deren Beförderung arbeiten, und die zuletzt an die Reihe kommende Mittheilung mußte 24 Stunden liegen bleiben, so daß in vielen Fällen ein Brief mit der Eisenbahn rascher ankäme. Dies Alles machte nicht nur die Benützung

des Telegraphen sehr kostspielig, sondern raubte den eigentlichsten Vortheil desselben, nämlich die Sicherheit, daß eine Nachricht zur bestimmten Minute den bezeichneten Ort erreiche. Kurz, der Nutzen der Telegraphen blieb ein sehr beschränkter, so lange es nicht gelungen war, ein viel rascher wirkendes System als die langsame Mittheilung eines Buchstaben nach dem andern zu erfinden.

Diese Erfindung ist nun gemacht und zwar so vollständig, daß man im Stande ist 20,000 Wörter, etwa so viel als den ganzen Inhalt einer großen Zeitung, in 10 Minuten zu telegraphiren, und zwar rein mechanisch, ohne Mitwirkung eines Beamten, ohne Nothwendigkeit der Entzifferung, ohne Möglichkeit eines Fehlers! Dieses Wunder ist bewirkt worden durch Verbindung des elektro-magnetischen Telegraphen mit der eben so wunderbaren Erfindung der Photographie, welche jetzt ihre wahre praktische Bedeutung erlangt, indem sie nicht bloß die Gesichter der Menschen in der Nähe, sondern ihre Gedanken aus weiterster Ferne fixiren läßt. Es wird durch die neueste Erfindung die photographische Abbildung eines Schriftstücks oder gedruckten Blattes in unglücklich kurzer Zeit durch den Telegraphen hervorgebracht. Das Verfahren ist einfach wie folgt: Um die Walze wird ein, ähnlich wie zum Photographiren, chemisch präparirtes Papier gelegt, welches von der Spitze des Leitungsdrahtes berührt und durch den elektrischen Strom an dem Berührungspunkte augenblicklich schwarz gefärbt wird. Die Walze dreht sich und rückt mit jeder Umdrehung um den fünfzigsten Theil eines Zolls zur Seite, so daß ein Zeitungsbogen von 26 Zoll Breite in 1300 Umdrehungen ganz mit fein schraffirten Linien auf einer Seite bedeckt ward. Bewirkt man nun Unterbrechungen des Stroms, so entstehen Lücken in den Linien, welche eine weiße Schrift auf schraffirtem Grunde, wie man es bei Kupferstich häufig sieht, bilden. Um Dies zu erreichen, hat man am andern Ende des Drahts, also am Orte, von wo die Mittheilung ausgeht, eine ganz gleiche und gleich sich bewegende Walze. Auf diese legt man ein Papier, worauf die Depesche mit firnißhaltiger Schwärze geschrieben oder gedruckt ist. Die Spitze des Telegraphendrahts ruht auf diesem Papier, während die Verbindung mit der Batterie an der Achse der Walze angebracht ist, so daß der elektrische Strom durch das Papier durchgehen muß. Der Firniß aber unterbricht, als Nicht-Leiter, den Strom, so oft der Draht bei Umdrehung der Walze auf ein Schriftzeichen trifft. Am Bestimmungsorte entstehen die photographirten Schriftzeichen nicht

zeilenweise, wie sie geschrieben oder gesetzt werden, sondern es wachsen sämmtliche Zeilen einer Seite gleichmäßig durch das Vorwücken der vertikalen feinen Striche. Bei einer Umdrehungs-Geschwindigkeit von sechs Fuß in der Sekunde kann man in der Minute 86 Quadrat Zoll Papierfläche oder die Seite eines mäßigen Briefbogens mit telegraphirter Schrift bedecken. Man kann auch Zeichnungen, Situationspläne u. s. w. telegraphiren. Denkt man sich aber, daß geübte Stenographen die Worte eines großen Redners mit der Firnißschwärze aufzeichnen, während Andere die Blätter um die Walzen der im Sitzungsbäude befindlichen Telegraphen schlagen, so wäre es ein Leichtes, daß die Rede in allen Theilen des Landes gleichzeitig vernommen würde! Was alles für Folgen aus dieser Vervollkommnung entstehen dürften, in politischer und socialer Hinsicht, lasse ich unerörtert. Aber eine unausbleibliche unmittelbare Folge ist die, daß die Errichtung von Telegraphenlinien im größten Maßstabe zum Dienst des Publikums ein weites und ergiebiges Feld für Aktienunternehmungen bilden muß. Indem jeder Draht mit viel weniger Besiedigung bei der neuen Erfindung bis auf das Zweihundertfache von dem leisten kann, was er bisher leistete, wird der Gebrauch der telegraphischen Mittheilung, bei der entsprechenden Verwohlfeilerung in kaum zu berechnendem Maße zunehmen. Auch rückte man hiermit immer näher dem schon mehrfach aufgestellten Ziele der Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen den Geschäftslokalen und Privathäusern einer und derselben Stadt, was, so fabelhaft es auch klingen mag, doch nicht schwieriger oder kostspieliger als die jetzt allgemeine Versorgung derselben mit Leuchtgas sein dürfte.

Die Aufopferung.

(Mit einer Abbildung.)

Man kennt die furchtbare Sitte der Blutrache, die Sitte, Mord zu rächen durch Mord an dem Mörder oder dessen Verwandten. Sie gilt bei den Arabern bis auf den heutigen Tag, sie herrschte bis vor wenigen Jahrzehnten noch bei den Bewohnern der Insel Corsica.

Die Corsischen Familien der Bandello und Paoli übten sie. Zuerst war Carlo Bandello gefallen. Alberto Paoli hatte ihn aus Eifersucht erschossen. Guilielmo Bandello rächte den Bruder, und Alberto Paoli fiel auf der Jagd. Guilielmo Bandello lag eines Morgens todt auf den Felsen der Südküste von Corsica — eine Kugel mitten in der Brust. Sein eigenes

Gewehr lag neben ihm, der Schuß noch im Rohre. Ein Fremder also mußte ihn getödtet haben. Wer anders konnte der Fremde sein, als Antonio Paoli. An ihm war die Rache, Blutrache zu üben an dem Mörder seines Bruders Alberto. Fischer hatten ihn gesehen am Morgen des Tages und in der Nähe des Ortes, wo man Guilielmo todt gefunden. Die Blutrache gieng über auf den letzten Bandello, auf Raphael.

Raphael Bandello weinte nicht, als man seinen Bruder zur Erde bestattete. Aber seine Zähne knirschten, seine Augen sprühten, und auf den Lauf seines Stuhens ließ er die Worte graviren: Tod dem Antonio Paoli. So erhielt er die Erinnerung frisch an die Blutrache.

Der Rächer durchflog die Insel nach allen Richtungen und suchte sein Opfer in den verborgensten Schluchten und Thälern des Gebirges. Aber Antonio Paoli war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Man vermuthete, er habe sich selbst verbannt aus dem Vaterlande, um der Blutrache zu entinnen, die über seinem Haupte schwebte.

Raphael durchreiste, Rache im Herzen, Italien, Frankreich, Griechenland. Jahre verstrichen; er fand sein Opfer nicht, aber die Rache blieb lebendig in seinem Herzen. Sein Stuzen mit der Inschrift Tod dem Antonio Paoli erinnerte ihn täglich an sein furchtbares Amt.

Er kehrte endlich müde in die Heimath zurück. Hier lebte er einsam, still und menschenfeindlich auf seinem Schlosse im Gebirg. Der unbefriedigte Drang nach Rache glühte in seinem Blute und verzehrte seine Jugendkraft. Er wurde alt vor der Zeit.

Da vernahm er, Antonio Paoli sei ein Mönch geworden, ein armer Augustiner, und lebe auf dem St. Bernhards-Kloster in Unterwallis ein stilles, trauriges Leben voll Mühsal und Aufopferung, beinahe achttausend Fuß hoch über dem Meere, in der eisigen Wüste des Gebirgs, wo kein grüner Halm der unwirthbaren Erde entsproßt — dort sei er, und ein jammervolles Leben der Buße führe er da.

Raphael Bandello wollte keine Buße, er wollte Rache. Sein halberloschenes Auge sprühte wieder von dem alten furchtbaren Feuer. Er sprach kein Wort — aber er lud seinen Stuzen, hieng die Jagdtasche über und verließ die Insel. Seine Nachbarn wußten, wohin er gieng, und lobten ihn; denn die Blutrache war ihnen heilig.

Raphael bedurfte nicht vieler Tage, um den Fuß des St. Bernhard zu erreichen. Unaufhaltsam trieb

ihn sein ungelöschter Durst nach Rache fort über das Meer, über die Ebenen und Berge. Abends langte er in einem Dorfe an. Dort blieb er für die Nacht. Am nächsten Tage sollte Antonio fallen.

Reisende kamen und giengen. Raphael kümmerte sich um keinen von ihnen. Finster saß er in einem Winkel und dachte an den morgigen Tag, an Antonio Paoli, an seine Rache. Plötzlich zuckte er zusammen, und seine Finger pressten krampfhaft den Lauf seines Stuzen, der neben ihm an der Wand lehnte. Er hatte den Namen Antonio vernommen; die Reisenden, unmittelbar vom Hospiz des St. Bernhard herniedergestiegen, sprachen von Antonio, dem guten Vater Antonio, dem frommen, dem braven, dem sich selbst aufopferten Vater Antonio. Der Wirth und die Wirthin der kleinen Herberge hörten beifällig zu. Sie mischten sich in das Gespräch. Sie schilberten Antonio's milde, demüthige, immer bereite Barmherzigkeit, sie erzählten, wie oft er sein Leben auf das Spiel gesetzt habe, um fremde Leben zu retten; wie er weder Sturm, noch Schneegestöber, noch die grimmigste Kälte scheue, um den Reisenden Hilfe zu bringen, die sich in den Schluchten des Gebirges verirren.

„Aber wir lieben ihn auch Alle, fast wie die Vorsehung!“ sagten sie. „Er ist ein ächter Jünger des Heilands, und die Krone der Heiligen wird einst der Lohn seiner Aufopferung sein! Der gute Vater Antonio! Möge er noch lange leben!“

„Er sterbe!“ murmelte zähneknirschend Raphael Bandello und starrte mit funkelndem Auge auf die Inschrift seines Stuzen.

Das Lob des Feindes erbittert das Herz und steigert den Haß. Jeder Blutstropfen in den Adern Bandello's dürstete nach Rache. Am frühen Morgen stand er auf, lud seinen Stuzen mit frischem Pulver und Blei, und murmelte: „Tod dem Antonio Paoli.“ Dann gieng er.

Der Wirth stand in der Hausthür und schaute den Himmel an. Schweigend schritt Raphael an ihm vorüber, aber der Wirth hielt ihn auf.

„Geht nicht allein heute, Herr,“ sagte er. „Die Wolken verkünden Schnee und Sturm. Wartet lieber einen Tag oder zwei, es wird besser sein.“

„Rache wartet nicht!“ entgegnete Raphael und schritt weiter — finster, traurig, entschlossen: Ihn hielt nichts auf, ihn trieb sein Haß.

„Heute noch wird dein Blut gerächt sein, mein Bruder Guilielmo!“ das war der Gedanke, der ihn begleitete, als er die steilen Pfade des St. Bernhard erklimmte.

Am Mittag ruhte er eine Stunde, das Haupt gegen einen Felsen gelehnt. Dann gieng er weiter, dann stieg er höher, immer höher, seinem Ziele entgegen. Keinen Blick warf er um sich, hinter sich. Sein finsternes Auge ruhte auf dem Boden und schweifte nur zuweilen nach oben hin, nach dem Gipfel des Berges, wo das Hospiz lag, wo der Feind wohnte, den er suchte. Für die erhabene Pracht der Natur, die ihn umgab, hatte er keinen Blick. Er sah nicht die kühn emporragenden Hörner und Kuppen der Riesengebirge, um deren Häupter die Wolken spielten, nicht die glänzenden Felder von Schnee und Eis, nicht die prachtvollen Thäler mit ihren Matten und Wäldern hinter sich! Er sah nur vorwärts, sah nur die Gestalt des Feindes, den er suchte, sah sie blutend und gebrochenen Auges zu seinen Füßen liegen, wie er Guilielmo, seinen Bruder, vor Jahren zu seinen Füßen liegen gesehen! Im Vorgefühle der gesättigten, der befriedigten Rache lachte er zuweilen dumpf auf, und dann drückte er den Stuzen krampfhaft an sein Herz, den Stuzen, auf dessen Laufe gravirt stand: Tod dem Antonio Paoli.

Je höher Raphael Wandello stieg, desto eifriger wehte ihm die Luft entgegen, desto scharfer und schneidender durchdrang sie seine Glieder. Er wickelte sich in seinen Mantel und schritt weiter, unaufhaltsam weiter. Sein Ziel konnte nun nicht mehr fern sein.

Düstere Wolken kamen gezogen und hüllten ihn ein mit ihrem feuchten Schleier. Finsterniß und dichter Nebel umgab ihn. Sein Fuß glitt aus auf dem eisigen Pfade, den er verfolgte, seine Glieder fiengen an zu ermatten — aber Wandello drang vorwärts, unaufhaltsam vorwärts und ruhete nicht.

Plötzlich stöberten ihm dicke Wolken von Schnee entgegen, und heulend brach der Sturm los aus den Schlünden des St. Bernhard. Der Sturm faßte das Gewand des einsamen, düstern Wanderers mit Gewalt und suchte es ihm von den Schultern zu zerren. Raphael stemmte sich dagegen — der Sturm riß ihn nieder, und die Wolken des fallenden Schnees bedeckten ihn im Nu mit einem weißen Tuche.

Raphael raffte sich wieder auf und drang vorwärts — vorwärts trotz Sturm und Schneegestöber.

Aber wo war der Pfad, den er bis jetzt verfolgt hatte? Der weiße, lockere Schnee lag darüber hin, und wirbelnd kamen neue und immer neue Massen, blendeten das Auge des Wanderers, drangen durch die Falten seines Gewandes, und der Sturm, der furchtbare, machte seine ermattenden Glieder zu Eis erstarrten. Dennoch, dennoch gieng Raphael weiter. Er schlang sein Gewand eng um den Leib und stemmte